

# Weihnachten für Verliebte



Die schönsten  
Geschichten zum Fest



insel taschenbuch 4810  
Weihnachten für Verliebte



Weihnachten ist das Fest der Liebe – und ganz besonders für Verliebte ist es eine magische Zeit, egal, ob diese Liebe noch frisch ist oder schon seit vielen Jahren währt. Gerade an diesen Tagen möchte man der oder dem Liebsten seine Zuneigung zeigen, sie oder ihn mit einer Liebesbotschaft oder einem Geschenk überraschen. Manchmal birgt das Fest auch wunderbare Überraschungen: die Rückkehr eines verlorengeglaubten Geliebten oder das schicksalhafte Zusammentreffen zweier liebender Herzen ...

Davon und von vielen anderen romantischen Augenblicken an Weihnachten erzählen Claire Beyer, Sheila O'Flanagan, Jeanette Winterson, Anton Tschechow, O. Henry, Ludwig Marcuse, Doron Rabinovici, Alex Capus u. v. a.

# Weihnachten für Verliebte

*Die schönsten Geschichten zum Fest*



AUSGEWÄHLT VON  
GESINE DAMMEL

INSEL VERLAG

Erste Auflage 2020  
insel taschenbuch 4810  
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: flyinggiraffestudio/Getty Images, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68110-6

## INHALT

Ludwig Marcuse, <i>Weihnachten ist Sichverlieben</i>	9
Jeanette Winterson, <i>Weihnachten in New York</i>	11
Doron Rabinovici, <i>Lichtspiele</i>	32
Henry Hoek, <i>Wintermärchen</i>	41
Claire Beyer, <i>Der alte Amor</i>	47
Ilke S. Prick, <i>Ich, Mathilde und der ganze Rest</i>	53
Mary Trentham, <i>Unter dem Mistelzweig</i>	66
Ingrid Noll, <i>In Liebe Dein Karl</i>	90
Barbara Bronnen, <i>Scheidung</i>	103
Sheila O'Flanagan, <i>Luftgitarre unterm     Weihnachtsbaum</i>	112
G. Lenotre, <i>Vom Himmel gefallen</i>	139
Eduard von Keyserling, <i>Geschlossene Weihnachtstüren</i>	157
Ludwig Thoma, <i>Der Christabend</i>	169
Anton Tschechow, <i>Kleiner Scherz</i>	174
O. Henry, <i>Das Geschenk der Weisen</i>	180
Alex Capus, <i>Lone Ranger</i>	188
Quellenverzeichnis	191



*Weihnachten für Verliebte*



LUDWIG MARCUSE  
*Weihnachten ist Sichverlieben*

Die festtäglichen Unternehmungen waren schon bei meinem Vater nicht mehr Glaube, Gebundenheit, nur noch Pietät – Anhänglichkeit an das Elternhaus, dem er mit der Wiederholung des Rituals auch im hohen Alter noch kindlichen Respekt erwies. In seiner letzten Stunde schrie er laut und innig das »Schmah Jisroel«; er wird, während er die uralte Formel gewaltsam herausstieß, ganz gewiss nicht von Angesicht zu Angesicht mit Jehova gewesen sein – eher zurückgesunken in die früheste Vergangenheit, als der Zauberspruch Wurzel gefasst hatte. Für mich gewann diese Welt nie eine Realität. Schon meine Eltern fuhren am Sabbat, unser Haushalt war nur ein bisschen koscher, wir Kinder durften Schinken essen, ich fastete am Versöhnungstag nicht, mein Hebräisch war kaum der Rede wert. Ich wuchs nicht in der jüdischen Tradition auf; ich lernte nur noch einige ständig repetierte Szenen und die berühmtesten Nummern kennen.

Eine mächtige Realität hingegen war für mich Weihnachten: der Baum, die Lichter, die Bescherung, Schnee mit Tannennadelgeruch, die familiäre Zusammengehörigkeit von Herrschaft und Diensthofen – nicht ein Herablassen, sondern die Wiederherstellung eines echten Zustands, wenn auch nur für einen Abend. Diese Weihnachts-Freude aneinander war viel realer als jenes »Das nächste Jahr in Jeruschulajim«. Bis zu diesem Tag sind meine besten frühen Stunden aufgehoben in den Weihnachtsliedern, die mich immer an

Pfeffernüsse, Gänsebraten, Lametta, Karten mit winterlichen Ansichten – und jene Lupe unter dem Weihnachtsbaum erinnern, welche ich mir sehnlicher wünschte als irgendetwas später. Heute könnte mich genauso bezaubern nur eine Hupe an meinem Wagen, die mir erlauben würde, durchs rote Licht zu fahren.

Weihnachten – das ist auch jene Stunde, als ich am Wasserturm, in der Nähe des Tattersaals und nicht weit von der Tiergarten-Schleuse, Gustel um einen Kuss bat. Sie sagte, zitternd: meine Mutter findet das unhygienisch. Zitternd hüllten wir unsere Köpfe in ihr dünnes Mäntelchen. Es war viel Läuten in der Luft von Weihnachtsglocken und Glitzern von Sternen und Schnee. Wir standen dicht beieinander und vergingen, am Weihnachtsabend. Am Weihnachtsabend betrat ich den mächtigen Kontinent Liebe – als Verliebter; und glaubte lange Zeit: Lieben und Vergehen ist dasselbe; Lieben und der süße Strom Sehnsucht ist dasselbe; Liebe ist nicht erfüllbar und deshalb immer glücklich; Weihnachten ist Sichverlieben.

JEANETTE WINTERSON  
*Weihnachten in New York*

Alle Jahre wieder gehen die Kollegen und ich in der Woche vor Heiligabend einen Happen essen – und ein paar Gläser trinken. Wir kennen da ein Lokal in der 12. Straße, das Wallflower – die Decke aus Blech, die Sitzbänke aus irgendwas in Orange. Es gibt französisches Essen und amerikanische Cocktails.

An diesem Abend kam das Gespräch auf früher – vor allem auf das Weihnachten unserer Kindheit, als es, wenn wir der Erinnerung, unserem Bollwerk gegen die Geschichte, glauben durften, noch nicht so kommerziell zugegangen war. Kein Mensch stürzte sich in den Einkaufstrubel, trotzdem lagen immer Geschenke unter dem Baum. Die Kinder gingen Schlittenfahren, und wenn sie heimkamen, spielten sie vor dem Kaminfeuer Mensch-ärgere-dich-nicht. Jeder hatte einen alten Hund und eine Oma, die Klavier spielte. Jeder trug einen selbst gestrickten Pullover.

Man baute einen Schneemann mit Karottennase und Schal um den Hals und sang »Winter Wonderland«.

Und an Heiligabend durfte man ums Verrecken nicht einschlafen, weil man unbedingt den alten Knaben in Rot mit seinem Schlitten sehen wollte – und obwohl man ihn dann doch nicht sah, kam er und trank den Whisky, der in der Küche für ihn bereitstand.

»Der Weihnachtsmann muss Alkoholiker gewesen sein.«

»Stimmt, und den Rest des Jahres hockte er im Entzug.«

»Noch einen Bourbon? Martini? Einen Twinkle?«

»Schlagt zu, Leute! Die Runde geht auf mich.«

Ich ging zur Toilette. Setzte mich wieder an den Tisch.  
Sah doppelt.

»Sam? Geht's dir nicht gut?«

Das kam von Lucille, die sich in ihrem kleinen Grauen mit dem weißen Kragen neben mich auf die Bank quetschte. Sie arbeitete im Zeichnungsbüro, ich in der Konstruktionsabteilung. Ich sagte ihr, mir fehle nichts.

»Du warst vorhin so schweigsam, als wir über Weihnachten geredet haben – magst du Weihnachten nicht?«

Nein, ich mag Weihnachten nicht. Ich weiß nicht mehr, wozu es gut sein soll – außer dass man sich in Schulden stürzt und mit seinen Verwandten in die Haare kriegt. Ich lebe allein, deshalb habe ich meine Ruhe. Ich lebe allein. Und das ist gut so.

»Ich fahre Weihnachten nach Hause«, sagte Lucille. »Und du?«

»Ich bleib zu Hause.«

»Allein?«

»Ja. Ich gönne mir eine Auszeit, weißt du.«

Lucilles Nicken war eher ein Kopfschütteln. »Dann erzähl mir doch wenigstens, wie ihr früher Weihnachten gefeiert habt. Nur eine einzige Geschichte.«

»Du hast die freie Auswahl, sie sind alle gleich. Wir haben Weihnachten nicht gefeiert.«

»Seid ihr Juden?«

»Nee, bloß Spaßbremsen.«

Weiter kam ich nicht, denn die anderen stimmten »Fairytale of New York« an, noch schauriger als die Version von den Pogues.

Wozu dieses Chichi? Lag es an dem pseudofranzösischen Bistro, dass wir pseudofranzösisch gefühlig wurden und uns küssten, als wäre es uns ernst damit?

Und obwohl es nichts zu bedeuten hatte, prosteten die Kollegen einander zu und fütterten sich gegenseitig mit Krabben.

Lucille beugte sich zu ihnen hinüber und machte mit; das war dann wohl das Ende des Weihnachtsverhörs. Ich atmete tief durch und verzog mich noch mal aufs Klo. Mich hielt hier nichts mehr. Ich beschloss, zu Fuß nach Hause zu gehen. Nachdem ich meinen Mantel vom Haken genommen hatte, warf ich einen letzten Blick auf unsere Truppe. Dann viel Spaß noch.

Auf dem Bürgersteig lachende Menschen, Arm in Arm, die das Gesicht in die Schneeflocken hielten.

Wozu das Getue? Schnee ist doch bloß Regen, der zu viel Kälte abgekriegt hat.

»Ich liebe den Schnee«, sagte Lucille, die plötzlich neben mir stand, in russischer Pelzmütze und Doktor-Schiwago-Mantel. Lucille ist in Ordnung, aber seltsam. Sie bringt Blumen mit ins Büro. Sie fragte: »Wollen wir ein Stück gehen?«

Und wir stapften los durch das lichte Weiß und den zarten Schleier aus Schnee. Auf den Straßen war es laut, doch man merkte es nicht. Der Schnee dämpfte die Geräusche und senkte den Pulsschlag der Stadt. Und die Nacht roch frisch.

»Diese zerbrochene Welt«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Hart Crane.«

»Ach so.«

Und wir wanderten, vorbei an Bars und Restaurants und den kleinen Geschäften, die noch geöffnet hatten, vorbei an dem Händler, der unter einer Plane hervor Taschen verkaufte, und dem Lumpenbündel, das in einem Eingang hockte, vor sich ein Schild: FROHE WEIHNACHTEN LEUTE. Aus dem Lüftungsschlitz neben ihm quollen Dampf und die Crackdünste einer chemischen Reinigung. Lucille gab ihm fünf Dollar.

»Nun sag schon, wie hast du Weihnachten als Kind erlebt?«

»Da gibt's nichts zu erzählen – *nada*. Keine Weihnachtsdeko, kein Baum, keine Geschenke, kein gemeinsames Essen im Familienkreis. Mein Vater hat Lastwagen gefahren, immer lange Touren nach Kanada, und besonders gern an den Feiertagen – da verdient er das Dreifache, hat er gesagt. Aber wofür er dreifach bezahlt wurde oder wofür er die Zulage ausgegeben hat, weiß ich auch nicht.«

»Soll das heißen, du hast noch nie ein Weihnachtsgeschenk bekommen?«

»Ach was! Ich bin ein erwachsener Mann. Ich habe Freundinnen gehabt, ich habe Bekannte. Natürlich haben die mir etwas geschenkt! Aber Weihnachten als solches bedeutet mir gar nichts.«

Ein angeleintes Hündchen sprang hoch und schnappte nach dem Schnee, als könnte es ihn fangen.

»Weihnachten hat für dich wohl eine Bedeutung«, sagte Lucille. »Es bedeutet Traurigkeit.«

O Gott, dachte ich. Eine Esoterikerin oder eine, die fünfmal die Woche zum Seelenklempner rennt. Bloß das nicht.

Vor dem Lebensmittelladen an meiner Abzweigung stan-

den die eingetopften Weihnachtsbäume geschützt hinter einem Plastikvorbau. Es roch nach kalter Tanne und Putzmitteln.

»Hier muss ich um die Ecke«, sagte ich.

»Dein Bart ist ganz weiß«, sagte sie. »Wie weihnachtlich.«

Ich wischte mir den Schnee vom Kinn, steckte die Hände in die Manteltaschen und ging weiter. Auf halber Strecke drehte ich mich um. Keine Ahnung, warum. Lucille war nicht mehr da. Was auch sonst? Junge Frauen stehen nicht im Schnee an einer Straßenecke rum.

Ich stieg die Treppe zu meiner Wohnung hoch – einem Einzimmerapartment in einem Haus mit einem toten Portier, weil ein Portier immer etwas hermacht und ein toter wohl billiger kommt als ein lebender. Tagaus, tagein sitzt er vor laufendem Fernseher in seinem Kabäuschen. Ich wohne seit zwei Jahren hier. Seinen Hinterkopf kenne ich gut, aber ich habe den Mann noch nie in Bewegung gesehen.

Ich schloss die Tür auf – drei Schlösser in einem nackten Beschlag aus Sicherheitsstahl – und machte Licht. Mit meiner Wohnung ist es wie mit meiner Kleidung: Ich gebe nicht viel drauf, aber irgendwas muss der Mensch schließlich tragen. Ich habe sie möbliert gemietet und noch nie ein eigenes Stück hineingestellt.

Doch nun? Stand direkt vor mir, dick und fett und mitten im Zimmer: ein Weihnachtsbaum.

Ich rannte wieder nach unten und hämmerte an das Fenster der Loge, in der sich von Rechts wegen ein quicklebendiger Portier befinden sollte, der den Bewohnern mit Rat und Tat zur Seite stand.

Keine Reaktion. Ich hätte schwören können, dass er den Fernseher lauter drehte.

Dann musste ich eben die Polizei rufen.

»Ich möchte einen Vorfall anzeigen.«

»Was für einen Vorfall?«

»In meiner Wohnung steht ein Weihnachtsbaum.«

»Haben Sie was getrunken, mein Junge?«

»Nein. Doch. Aber nicht viel. Ein Einbrecher hat mir einen Weihnachtsbaum in die Wohnung gestellt.«

»Irgendwelche Schäden? Ist was weggekommen?«

»Nein.«

»Okay, mein Junge. Dann rufen Sie jetzt Ihre Freunde an und bedanken sich schön. Frohe Feiertage und gute Nacht.«

Er hatte aufgelegt. Ich rief beim toten Portier an. Er ging nicht ran.

Am nächsten Tag, meinem letzten Arbeitstag, stand ich früh auf, was mir nicht schwerfiel, weil ich sowieso kaum geschlafen hatte. Der Baum war noch da. Auf dem Weg zur Tür kam ich kaum an ihm vorbei. Als ich mich im Hinausgehen noch einmal nach ihm umdrehte, sah es ganz so aus, als ob er sich eins schmunzelte.

In der Firma sagte ich zu Lucille: »Meinst du, Bäume können grinsen?« Sie lächelte, ein offenes, liebes Lächeln, das mir bis dahin noch nie aufgefallen war.

»Das fragst ausgerechnet du, Sam? Das klingt ja fast romantisch.«

»Ich bin ein bisschen durch den Wind«, sagte ich.

Es war ein Tag, an dem die Wintersonne die Stadt mit einem Diamanten- und Perlenfunkeln überzog. Der Himmel stahlblau, leuchtend wie Neonlicht. Die Schaufenster der großen Kaufhäuser wie magische Spiegel in eine andere Welt.

Es zog mich zum Rockefeller Center. Warum auch immer. Es herrschte ein Wahnsinnstrubel, jeder Mensch war mit sechs Tüten bepackt, keiner fand ein freies Taxi.

Jedes Jahr stellt die Stadt einen zwanzig Meter hohen Weihnachtsbaum auf, der mit einer kilometerlangen Lichterkette geschmückt ist und auf dessen Spitze ein riesiger Stern aus Swarovski-Kristall prangt.

Ich ging darauf zu, warum auch immer. Ich stellte mich darunter. Der Baum ist so gewaltig, dass man sich als erwachsener Mann wieder wie ein kleines Kind vorkommt.

*Sam! Sam! Du kommst sofort rein.*

*Aber ich will den Baum sehen, Mom. Sie holen doch gerade den Baum aus dem Wald!*

*Du hast mich gehört. Du kommst jetzt rein, sonst gibt es kein Abendessen.*

*In das dunkle Haus. Ins Bett. Ende.*

»Sam?« Das war Lucille. »Was machst du denn hier?«

»Ich? Ach, ich hatte bloß in Midtown was zu erledigen.«

Lucille lächelte immer noch – lächelt sie eigentlich immer, und wenn ja, warum? Sie sagte: »Ich finde es herrlich, mir den Baum anzuschauen. Er macht mich froh.«

»Ein Baum macht dich froh? Wie das?«

»Weil das Anschauen nichts kostet, wo es doch sonst in New York nichts umsonst gibt, und weil er so schön ist; die

Leute sind locker und entspannt – auch mit ihren Kindern, und die alte Frau da drüben sieht aus, als ob sie etwas Wunderbares träumt.«

»Wahrscheinlich feiert sie Weihnachten allein«, sagte ich.

»Du auch?«, fragte Lucille.

»Nein, ach was. Natürlich nicht. Also dann, Lucille – schöne Feiertage, ich muss ...«

»Ich wollte gerade auf einen Kakao ins Bouchon. Hast du Lust?«

Und als wir da zusammen saßen – Lucille noch immer lächelnd, ich noch immer nicht – und sie von Weihnachten erzählte, sagte ich plötzlich: »Gestern Abend stand ein Weihnachtsbaum in meiner Wohnung. Einfach so.«

»Im Ernst?«

»Ich hab bei der Polizei angerufen.«

»Du hast wegen einem Weihnachtsbaum in der Wohnung bei der Polizei angerufen?«

Ein Typ in einer karierten Fleecejacke, der sich mit zwei Bechern Lebkuchenmokka an uns vorbeisob, beugte sich zu Lucille runter und sagte so laut, dass ich es hören musste: »Du hast ein besseres Date verdient, Schätzchen.«

Sie lachte, aber ich fand es gar nicht witzig und rief hinter ihm her: »Sie ist nicht mein Date!«

Der Karierte drehte sich um. »Dann musst du blöd sein. Alles klar. Fröhliche Weihnachten.«

»Ich hatte einen Einbrecher in der Wohnung! arschloch!«

Aber der Karierte war längst weg, und ich stand da, verlegen und allein. Doch ich war nicht allein. Lucille war noch da.

»Gefällt er dir?«, fragte sie.

»Der Kakao ist lecker, ja ... danke.«

»Der Weihnachtsbaum. Gefällt er dir?«

Während ich – allein – nach Hause ging, dachte ich über ihre Frage nach. Gefiel es mir, im Alter von zweiunddreißig Jahren zum ersten Mal einen Weihnachtsbaum zu haben?

Ich bog um die Ecke. Die Afghanen standen vor ihrem Laden. Ich sagte: »Habt ihr gestern Abend einen Weihnachtsbaum bei mir abgeliefert?«

Sie schüttelten den Kopf und boten mir ein paar heiße Kastanien frisch aus dem Kohlebecken an. Ob ich Weihnachten nach Hause fahre? Nein. Sie würden gern nach Hause fahren. Einer von ihnen zückte die Brieftasche und zeigte mir ein zerknittertes Foto vom Haus seiner Eltern, einem flachen Betonklotz vor einem steilen Berg mit schneebedecktem Gipfel. Er sagte nichts – hielt nur das Bild in der Hand, wie ein Licht oder einen Spiegel oder die Antwort auf eine Frage. Bis eine Kundin kam, die Apfelsinen kaufen wollte.

Ich ging ebenfalls hinein, kaufte eine Portion Hühnchen mit Reis, Cashewnüssen und Aprikosen und ging nach Hause.

Meine Wohnung liegt im dritten Stock, das Wohnzimmerfenster geht zur Straße raus.

In dem Fenster ein Lichtschein, der von drinnen kam, woher auch immer. Wie von einer Tischlampe. Ich besitze keine Tischlampe. Ich bin ein Deckenlampentyp.

Ich rannte ins Haus.

Der tote Portier saß in der Loge vor seinem Fernseher. Ich baute mich davor auf und fuchtelte mit den Händen, um ihn auf mich aufmerksam zu machen, aber ich erntete bloß die